

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336681)

Meine Erlebnisse

beim Ref.-Inf.-Reg. 40 am 18. Juli 1918 bei Villers-Cotterêts.

In der Frühe des 18. Juli begann auf unsere Stellung ein starkes feindliches Trommelfeuer. Wir alle waren nun davon überzeugt, daß wir in kürzester Zeit reichliche Arbeit bekommen würden. Der Angriff des Feindes überbot die in den letzten Tagen erfolgten Angriffe weit an Wucht und Menscheneinsatz, sodaß ihm links und rechts von uns in breiter Front ein Durchbruch gelang. Wir (ein Teil des Ref.-Inf.-Regts. 40) lagen in einem Waldstück, in dem sich parallel mit unsern Schützenlöchern in nächster Nähe eine kleine Schlucht dahinzog. Die kleine Schlucht begünstigte das Aufstellen zahlreicher Minenwerfer und erleichterte uns das Standhalten gegenüber der mehr als zehnfachen Uebermacht. Die ersten Sturmwellen des Feindes bestanden, wie wir es schon seit einigen Tagen gewöhnt waren, aus angetrunkenen Negern. Wehe dem, der diesen Bestien in die Hände fiel! Der Durchbruch nahm für uns bedenkliche Folgen an, und schon nach kurzer Zeit hatten sich die Franzosen in breiter Front etwa ein Kilometer hinter uns auf einer Anhöhe festgesetzt und ihre Linie geschlossen. Wir verteidigten nun unser Waldstück, in welchem wir förmlich eingeschlossen waren, nach allen Seiten, in der Hoffnung, es werde von unserer Seite bald zum Gegenstoß kommen und der Feind würde dann wieder in die Ausgangsstellung zurückgeworfen werden.

Unsere Lage wurde immer unerträglicher, insbesondere auch weil unsere schwere Artillerie ein vernichtendes Feuer auf unser Waldstück legte. Ob letztere dort unsere Munitionslager in der Schlucht und die Minenwerfer vernichten wollte, in der Meinung, die Stellung sei von uns aufgegeben; oder ob sie in dem Walde das Ansammeln feindlicher Reserven vermutete, entzieht sich meiner Kenntnis. Es war inzwischen Mittag geworden. Die Lage wurde zur Verzweiflung, und es schien, als ob das kleine Häuflein Soldaten durch die eigene Artillerie dem Untergange geweiht sei.

Es sollte versucht werden, mit einer gewaltigen Patrouille die feindliche Linie in unserm Rücken zu durchbrechen, durch unsern Regiments-Stab das schwere Feuer unserer eigenen Artillerie auf das Waldstück abzustellen und den eingeschlossenen Kameraden Hilfe zu verschaffen. Ich meldete mich freiwillig zum Patrouillenfürher mit dem Vorbehalt, daß sich zu diesem gefährlichen Unternehmen auch noch einige Unteroffiziere und Mannschaften freiwillig meldeten. (Ich möchte noch bemerken, daß meine Kompagnie in diesem Waldstück nicht zugegen war. Ich war nämlich einige Wochen zum III. Bataillon kommandiert und hatte ein besonderes Arbeitsfeld.) Es meldeten sich im ganzen 1 Unteroffizier und 1 Gefreiter. Namen und Kompagnie-Nummer sind mir bis heute trotz Nachforschung nicht bekannt geworden. Wenn man bedenkt, daß es von den meisten Seiten für unmöglich gehalten wurde, am hellen Tage das Vorhaben auszuführen, und daß die Begeisterung im Sommer 1918 so ziemlich auf den Nullpunkt gesunken war, so wird man das Ergebnis der Umfrage nach Freiwilligen begreifen können. Der Offizier, der mir den Auftrag erteilte, meinte, es sollen einfach vom rechten Flügel eine oder

eineinhalbe Gruppe eingeteilt werden. Ich verzichtete darauf, weil ich schon früher die Erfahrung gemacht hatte, daß Leute, die zu einem solch gefährlichen Unternehmen gezwungen wurden, meistens Pech hatten, und ein Duzend Soldaten konnten ja auch keine Schlacht liefern. Wir beschloffen, zu Dritt zu gehen.

Der Bataillonsarzt hatte in nächster Nähe in einem Stollen seinen Verbandplatz eingerichtet. In dem Stollen befanden sich auch zwei leichtverwundete Franzosen. Der Arzt gab uns den Rat, wir sollen die beiden Franzosen, die schon tags zuvor in den Stollen gebracht wurden und die von den Erfolgen ihrer Landsleute nichts wußten, mitnehmen, im schlimmsten Falle würden die beiden für uns Fürbitte einlegen und wir könnten dadurch im äußersten Fall vielleicht dem Tode entgehen. Wir waren mit dem Vorschlag einverstanden. Der Arzt, der Französisch konnte, instruierte die beiden Franzosen und sagte ihnen, sie würden jetzt nach Deutschland kommen, in das Land, wo Milch und Honig fließe usw. Die beiden waren über die Verheißungen sichtlich erfreut und gingen gern mit. Alles wünschte uns nochmals Glück, nur die Krankenträger brumnten, sie würden uns bald holen sollen halb tot. Ich ging nun etwa dreißig Meter voraus, hinter mir folgten die beiden Franzosen und gleich dahinter meine beiden Kameraden. Als Durchbruchsstelle durch die feindliche



Kurz entschlossen, entriß ich dem Neger das Gewehr.

Linie wählte ich mir ein Weizenfeld, das der Schnitter harnte. Ich vermutete am Rand des Feldes den Feind. Auf den Knien und auf den Händen durchquerte ich vorsichtig den Acker. Bereits am jenseitigen Ende angekommen, bemerkte ich plötzlich kaum einen halben Meter vor mir einen baumstarken Neger, der mit seinen andern Genossen ein langsames Schützenfeuer abgab auf die deutsche Linie. Der Neger hatte mich nicht bemerkt, da ich von hinten an ihn herankroch, und auch wegen des Gewehrfeuers. Ein Schuß aus meiner Pistole hätte eigentlich genügt, um diese schwarze Bestie unschädlich zu machen, doch ich mußte davon Abstand nehmen, weil ich nicht wußte, wieviel derer noch in nächster Nähe waren, und weil auch die beiden Franzosen leicht ein Gewehr hätten aufheben können, um mir zum Lohn das Licht auszublafen. Kurz entschlossen entriß ich dem Neger das Gewehr, was mir leicht gelang, weil derselbe auf solches nicht gefaßt war, und warf es weit von mir. Der Neger sprang

auf und wollte mich mit seinem krummen Goliathschwert, das er blank vor sich liegen hatte, bearbeiten. In höchster Not konnte ich demselben die Waffe an der Schneide mit beiden Händen erfassen und es entstand ein regelrechtes Raufen zwischen uns beiden. Inzwischen waren die beiden Franzosen herangeeilt, und auch meine beiden Kameraden waren nicht mehr weit. Die beiden Franzosen beruhigten den Neger, sodaß er mir auch seine letzte Waffe überließ. Ich gab dem Neger zu verstehen (durch Zeichen und Gebärden), er solle mitkommen und auch seine Nachbargenossen mitbringen.

Als ich mich nach einem guten Sprung vorwärts umschaute, bemerkte ich, daß meine Kameraden eine ganze Anzahl Neger vor sich hertrieben. Der Neger mußte meinen Rat gut befolgt haben. Die Sache ging mir etwas zu langsam und ich verständigte meine beiden Kameraden, es käme nicht darauf an, ob einer mehr oder weniger, die Hauptsache sei, wenn wir durchkommen und Meldung machen können. Als wir nun auf den höchsten Punkt der Anhöhe kamen, erhielten wir plötzlich M.-G.-Feuer. Wir warfen uns alle nieder und die Neger schrien, als ob sie alle getroffen wären. Bald erkannte ich, daß es sich um deutsche M.-G. handle. Die Kompagnie, die vor uns lag, mußte einen feindlichen Angriff vermutet haben (es war die 10. unseres Regts.). Wir drei Deutsche sind ja auch in den 15—20 Franzosen fast verschwunden. Ich sagte meinen beiden Kameraden, sie sollen liegen bleiben, bis ich die eigene Linie verständigt hätte, ich gäbe ihnen dann ein Zeichen, wenn sie kommen könnten. Ich befestigte an meinem Gewehr, das ich fürsorglich neben der Pistole mitgenommen hatte, ein weißes Tuch, das mir der Arzt mitgab, falls einer schwerverwundet würde, winkte der eigenen Linie zu und steuerte darauf los. Das M.-G.-Feuer hatte sofort aufgehört und der Führer der 10. Komp., Herr Leutn. Schuchardt, kam mir entgegen mit der Begrüßung: „Mensch, was machen Sie da vornen!“ Ich erzählte ihm rasch das wichtigste und gab meiner Gefolgschaft das Zeichen, daß sie kommen können. Herr Leutn. Schuchardt sagte: „Wenn es so aussieht, so werde ich wohl anderen Befehl erhalten.“ Er begleitete mich zum Stab des II. Bataillons, der in nächster Nähe hinter der Anhöhe in einem Haus seine, in Betracht der Lage sehr schwierige Arbeit erledigte. Die schwere Artillerie wurde sofort verständigt und meine Kameraden in dem Waldstück waren wenigstens der eigenen Hölle entzogen. Herr Leutn. Schuchardt erhielt nun den Befehl, mit seiner Kompagnie, sowie einem Zug Scharfschützen durch die Lücke, die durch meine Patrouille entstanden war, durchzugehen und den in dem Waldstück hartbedrängten Kameraden Beistand zu leisten. Ich selbst erhielt den Auftrag, Herrn Leutn. Schuchardt zu begleiten und ihm den Weg zu zeigen, den ich vorher mit meiner Patrouille gemacht hatte. Es wurde angenommen, daß dies der einzige Weg sei, auf welchem den abgeschlossenen Kameraden Hilfe zuteil werden könne. Kaum war ich aus dem Hegenkessel heraus, so mußte ich wieder von neuem herein. Ein echter Soldat kennt nur Pflicht und mit Gott ging es einer neuen Schickung entgegen. Wir sind, soweit ich es übersehen konnte, mit verhältnismäßig geringen Verlusten durch die Lücke zu unsern bedrängten Kameraden gekommen, wo ich mit Freude empfangen wurde. Die Stellung sollte unter allen Umständen gehalten werden. Ein baldiger Gegenstoß, sowie als-

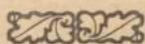
baldige
Aber e
Ge
schwere
vorbei.
die no
Feind
aber, d
gesehen
Bermin
daß sie
Krieg
dieses

Als
fi
ei
Ja
Erböll
herunt
um ein
geschid
von M
„G
Brief
„L
Schließ
Komm
werden
Brief
„T
es den
zehnjä
in die
schlage
G
tod vo
reichs
sicht m
Wafe
fen, w
machte
druck,
täts-W
geschie
weit l

balbige Ergänzung der Munitionsvorräte wurde in Aussicht gestellt. Aber es fehlte an Truppen für den Gegenstoß.

Gegen Abend hatten die Franzosen neue Erfolge und es zogen schon schwere feindliche Munitionskolonnen in der Nähe unseres Waldstücks vorbei. Gänzlich ohne Munition, äußerst abgespannt und gaskrank waren die noch Lebenden, zu denen auch ich gehörte, in derselben Nacht dem Feinde auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert. Die beiden Unerfrorenen aber, die am Mittag mit mir die Patronille mitmachten, habe ich nie mehr gesehen; ich hatte keine Gelegenheit, ihnen zum Dank die Hand zu drücken. Vermutlich haben sie die Gefangenen abtransportiert. Ich hoffe doch, daß sie beide als Lohn für ihre Treue und Unerfrorenheit nach dem Krieg gesund und wohl in die Heimat zurückkehren konnten, wie auch mir dieses Glück beschieden war.

Fr. E b n e r, Binzgen.



Taten, die lebendig bleiben.

Als ich heute in der Geschichte meines Regiments las, stieg plötzlich in köstlichem Erinnern an schöne Urlaubstage im badischen Oberland ein trauliches Bildchen vor mir auf.

Ich sah wieder wie damals im goldenen Schein einer altmodischen Erdöllampe, die von der braunen Holzdecke einer großen Bauernstube herunterhing, zusammen mit Verwandten, Nachbarn und Gesinde, die, um einen großen Korb hockend, Tabak anstachen. Gruselige Gespenstergeschichten, wie sie zu solcher Zeit und an solchem Ort beliebt sind, gingen von Mund zu Mund.

„Großmutter,“ sagte plötzlich meine Base, „gebt uns doch heute den Brief heraus.“

„Laß mich in Frieden,“ gab die Großmutter etwas mürrisch zurück. Schließlich wußte das Mädchen aber doch den Schlüssel zur dickbauchigen Kommode, in welcher alle wichtigen Familienschriftstücke aufbewahrt werden, abzuschmeicheln. In einer alten Schatulle lag der gewünschte Brief unter vergilbten Kauf- und Pachtverträgen.

„Der Student soll ihn vorlesen,“ sagte das Mädchen herrisch, indem es den Brief auseinanderfaltete und meinem Vetter Emil, einem sechzehnjährigen Gymnasiasten, der hier nur mit „Student“ angeredet wurde, in die Hände drückte. Emil konnte der blondgezopften Base nichts abschlagen und begann darum folgsam zu lesen.

Es handelte sich um den Brief eines Unteroffiziers, der den Heldentod von Großmütterchens jüngstem Sohne auf den Schlachtfeldern Frankreichs erzählte. Je weiter der Student las, ein umso grimmigeres Gesicht machte er. Die Weiber wischten sich die Augen, und die halbwüchsige Base machte sich ganz auffällig mit ihren schönen blonden Zöpfen zu schäffeln, weil sie das Weinen nur schwer unterdrücken konnte. Auch auf mich machte der Brief in seiner schlichten Soldatengröße einen tiefen Eindruck, und wenn ich mich entschlossen habe, heute die Erzählung des Sanitäts-Vizefeldwebels Diez aus der Regimentsgeschichte mitzuteilen, so geschieht dies nicht ohne den geheimen Wunsch, sie möchte später einmal weit hinter den Schützengräben, in traulichem Heimatkreise, von begei-

stertem Munde vorgetragen, jenen Geist deutscher Opferfreudigkeit erwecken, aus dem diese Geschichte geboren wurde.

Sanitäts-Vizefeldwebel Dietz erzählt: Der 22. April war ein sonniger Tag. Nichtblauer Himmel wölbte sich über die wellige Champagne-Landschaft vor Reims. Wir liegen im 7er Graben, der seit zwei Tagen von den Franzosen mit allen Kalibern beschossen wurde. Schulterwehr um Schulterwehr fiel zusammen. Bald wurde die Grabenwand vorn eingedrückt, bald wühlte sich eine dickgebauchte Granate mit dumpfem Stöhnen in die Rückendeckung ein. Die Minuten schlichen in endloser Qual an uns vorüber, bis jene allmächtige Entsagung über uns kam, die nur der Soldat kennt, der stundenlang im Trommelfeuer lag, jeden Augenblick bereit, für sein Vaterland zu sterben. Wäre ich ein Philosoph, so könnte ich für diesen Zustand vielleicht eine Formel finden, aber als einfacher Soldat kann ich mir die Sache nur so erklären. Alles Einzelkämpfen und Einzelringen, jener Kleinrieg des Friedens, liegt in solchen Augenblicken weit hinter uns. Wir fühlen uns in der Gesamtheit aufgelöst und haben



Der große, kräftige Mensch rang schwer mit dem Tode.

die tröstliche Gewißheit, daß diese Gesamtheit nicht unterzugehen vermag. Damit verliert der Tod einen großen Teil seines Schreckens. — Der Abend kam und die Sonne neigte sich bereits hinter ferne Berge. Plötzlich setzte das Artilleriefeuer aus. Wir dachten schon an einen Angriff. Der nahende Kampf Brust gegen Brust wollte uns wie ein Erlöser erscheinen. Aber selbst diese Erlösung war noch ferne. Statt dessen ertönte das Surren eines französischen Flugzeuges. Der gigantische Raubvogel mit seinen weißen Schwingen, die in der Sonne glitzerten, kam mit großer Geschwindigkeit näher. Endlich schwebte er gerade über uns, ließ sich dann in zwei gewandten Sturzflügen herunter, sodaß er höchstens noch 300 Meter über der Stellung schwebte. Wir konnten den Beobachter genau sehen, der sich weit aus dem Flugzeuge herauslehnte. Es dauerte nicht lange, da setzte auch schon französisches Wirkungsschießen ein. Die ersten Granaten fielen mit dumpfem Heulen, als würden sie ihre Arbeit nur ungern verrichten, in das Wäldchen. Sterbende Tannen fielen ächzend um. Aber nur zu bald lag das Feuer auf dem Graben und zwar immer in nächster Nähe der wenigen Unterstände, die von der vorhergehenden Beschießung noch übrig geblieben waren. Diese Beschießung war das Entsetzliche, was ich je mitmachte. Rings um uns wühlten sich die Granaten in den Boden. Wir waren in eine dichte Wolke von Staub und Pulverdampf eingehüllt, sodaß wir kaum noch zu atmen vermochten. Eisenstücke und Erdschollen prasselten ohne Unterbrechung auf unsere Stahlhelme, die wir tief ins Gesicht zogen

Jch
herüber
mit den
recht zu
leriefen
kamen
Arme
Male
gab es
Neußer
Kamer
Wir er
dar. G
zwei u
hatten,
rend A
Einige
hatte e
die Gr
Tode.
rad, oh
Ju
glücksf
war, in
terstan
seine A
eine W
stehend
weiche
Darauf
gabe g
komme
Pe
Sollte
Größe
freium
lebte r
ment
A
Wilhelm
○○○○
bekann
Tages,
„Wer t
irgendr
wegauf
Sektion
ofen.“
mußte

Ich besand mich am rechten Flügel des dritten Zuges, als von links herüber durchgesagt wurde: „Sanitäter nach links.“ Ich versuchte sofort mit dem Krankenträger Befreiten Chiruska nach links zu kriechen — aufrecht zu gehen, war längst unmöglich —, aber in dem furchtbaren Artilleriefener war kaum vorwärts zu kommen. Je weiter wir nach links kamen, je höllischer wurde das Feuer. Unsere Füße versagten, unsere Arme zitterten und das Blut stockte uns in den Adern. Aber zum dritten Male ertönte der Hilferuf: „Sanitäter nach links, sonst ist's zu spät.“ Da gab es für uns keine andere Lösung mehr, als Pflichterfüllung bis zum Neunsterben. Unsere Willenskraft spannte sich angesichts der Not unserer Kameraden auf die letzte Möglichkeit, und was unmöglich schien, gelang. Wir erreichten den Unglücksplatz. Ein unvergeßlicher Anblick bot sich uns dar. Ein Granatvolltreffer hatte die ungestützte Höhlung, unter welcher zwei unserer Leute, Ersatz-Reservisten Perrotin und Eiche, Schutz gesucht hatten, durchschlagen. Eiche war gleich zu Tode getroffen worden, während Perrotin bis zur Hälfte mit schweren Erdmassen zugedeckt war. Einige Zuckungen ließen noch durch den sterbenden Körper. Sein Gesicht hatte einen trotzigen Ausdruck angenommen und seine Faust war gegen die Erdmassen gestemmt. Der große kräftige Mensch rang schwer mit dem Tode. Ehe wir noch helfen konnten, hauchte der allbeliebte treue Kamerad, ohne noch einmal zu sich zu kommen, seinen Geist aus.

Inzwischen hatte der Krankenträger Knodel, der ebenfalls an der Unglücksstelle tätig war, den Landsturmmann Metzger ausgegraben. Dieser war, in unmittelbarer Nähe stehend, von derselben Granate, die den Unterstand zuschlug, lose mit Erde bedeckt worden. Er lebte noch, auch wenn seine Nerven arg gelitten hatten. Als wir ihn ausfragten, besann er sich eine Weile und erzählte dann, daß ihnen schon am Tage zuvor vom nächststehenden Posten zugerufen worden war, sie sollten doch nach links ausweichen, wenn immer so schweres Feuer auf ihrem Postenstand liege. Darauf habe Perrotin, im Bewußtsein seiner verantwortungsvollen Aufgabe geantwortet: „Wir bleiben, wo wir hingestellt sind: Komme, was kommen mag.“

Perrotin ist ein Fabrikarbeiter aus Mülhausen, also ein Elsässer. Sollte man da nicht dieses Wort von wahrhaft antiker Schlichtheit und Größe hinüberriesen über die Grenzen, denen ins Ohr, die von der Befreiung des Elsaß träumen?! Eiche ist ein Sohn des Schwarzwaldes. Er lebte mit Weis und sechs Kindern in Falkau bei Neustadt. Das Regiment wird immer mit Stolz die Namen dieser Helden nennen.

Mitgeteilt aus der Geschichte des 4. Badischen Infanterie-Regiments „Prinz Wilhelm“ Nr. 112.

Bei der 1. Komp. L.-R. 1 befand sich 1912 ein Bizefeldwebel L. Dieser war bekannt als Freund des Humors und gab oft Proben davon zum Besten. Eines Tages, bei der Einteilung der Kompagnie zum Arbeitsdienst, stellte er die Frage: „Wer kann Radfahren?“ Sofort meldeten sich ca. 30 Mann, in der Hoffnung, irgendwohin als Ordnungszug verwendet zu werden und so vom Arbeitsdienst wegzukommen. Er suchte 6 Mann davon aus und sprach: „Ihr meldet Euch bei Sektion 3, empfangt Schubkarren und fahrt den ganzen Tag Sand zum Trockenofen.“ (Der Sand wurde zur Füllung der Säcke für Freiballone verwendet und mußte vollständig trocken sein.)